Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 13

Artikel: Der tolle Hund
Autor: Galsworthy, John
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669059

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

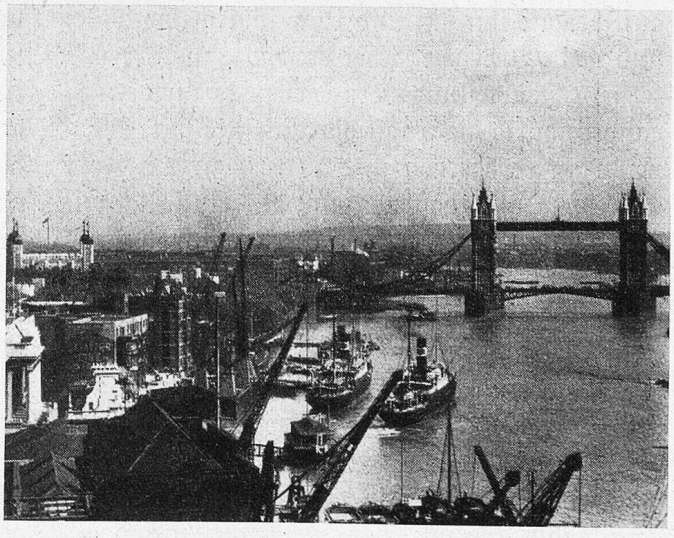
Der tolle Hund

Von John Galsworthy

Wir saßen auf dem Rasen beim Tee mit unserm Freund und seinem Apportierhund, sprachen über jenes Blutbad, das kürzlich unter wehrlosen Menschen angerichtet worden war, und wunderten uns, wie die Soldaten eines so zivilisierten Staates das hatten tun können. Unser Freund hatte ruhig zugehört und dabei mit dem herabhängenden weichen Ohr seines Hundes gespielt; in einem Augenblick des Schweigens sah er auf und sagte: „Der Grund aller Grausamkeit ist meist eine alles überwältigende Furcht. Die Angst steht hinter den meisten Verbrechen und Torheiten."

Da wir wußten, daß seine philosophischen Bemerkungen immer das Resultat eines konkreten Falles waren und daß er uns — seiner Natur gemäß — diesen Fall nicht erzählen würde, wenn wir ihn darum ersuchten, hüteten wir uns wohl, ihm zuzustimmen.

Seine Augen, die so sehr den Augen eines zahmen Adlers glichen, warfen uns einen Blick zu und er bemerkte kurz: „Was sagt ihr dann zu folgendem? ... Vergangenes Jahr in den Hundstagen hielt ich mich mit diesem Burschen da für kurze Zeit in einem Dorf auf — auf den Namen kommt's nicht an —, um Königsfarn zu suchen. Als ich eines Abends von meinem Ausflug heimkam, sah ich, wie ein paar Knaben Steine nach einem gelblichweißen Hunde warfen. Ich ging hin und gebot den jungen Teufeln aufzuhören. Sie schauten mich nur beleidigt an, wie es Bubenart ist, und einer von ihnen schrie: ‚Er ist toll, Herr!' Ich sagte, daß sie sich aus dem Staube machen sollten, und sie rannten davon. Der Hund lief mir nach, ein junger, langbeiniger, gutmütig aussehender Bastard, wahrscheinlich eine Kreuzung zwischen einem braunen Apportierhund und einem irischen Terrier, Schaum hing an seinem Maul und seine Augen trieften; er sah in der Tat so aus, als wenn er die Staupe hätte. Ich fürchtete die Ansteckung für diesen Burschen da und scheuchte das Tier fort, sobald es zu nahe kam, bis es sich endlich davonschlich und sich nicht mehr sehen ließ. Dann ungefähr um neun Uhr, als ich mich zum Schreiben an das offene Fenster meines Wohnzimmers setzte — es war noch immer hell und ganz ruhig und warm —, erklangen jene Laute, die einen wahnsinnig machen können: das Bellen eines unglücklichen Hundes. Ich konnte nichts anfangen bei dem unaufhörlichen ‚Jap—jap' und es war zu heiß, um das Fenster zu schließen: deshalb ging ich hinaus, um nachzusehen, ob ich keine Ruhe schaffen könnte. Die Männer saßen alle im Wirtshaus und die Weiber hatten gerade ihren Klatsch beendet; kein Laut war zu hören, nur das fortwährende Bellen jenes Hundes draußen im Felde. Ich ging dem Schall nach über drei Wiesen, bis ich zu einem Heuschober in der Nähe eines Wassertümpels kam. Wahrhaftig, da war der Hund — derselbe gelblichweiße Bastard, an einen Pfahl gebunden, japsend und wild hin und her rennend an einem Stückchen rostiger Kette; immer und immer wieder wirbelte er um den Pfahl herum und stand dann zitternd still. Ich ging hin und sprach zu ihm, er wich



Tower-Brücke in London

jedoch zurück in den Heuschober und blieb dort, voll Angst vor mir, während ihm die Zunge aus dem Maul hing. Irgend etwas mußte ihn schwer am Kopf getroffen haben; die Wange zeigte einen Riß, das eine Auge war halb geschlossen und ein Ohr stark geschwollen. Ich versuchte, ihn zu fassen, aber das arme Ding war außer sich vor Angst. Es schnappte und raste im Kreise herum, so daß ich's aufgeben mußte. Ich setzte mich mit diesem Burschen da nieder und versuchte, das Tier zu beruhigen — ein fremder Hund schätzt einen, wie ihr wißt, gewöhnlich danach ein, wie man mit einem andern Hund umgeht. Eine volle halbe Stunde mußte ich so dasitzen, ehe er mich an sich herankommen, den Pfahl herausziehen und sich fortführen ließ. Obgleich die Schläge das arme Tier so sehr geschwächt hatten, war es noch immer halb verrückt vor Angst und ich wagte nicht, es zu berühren; die ganze Zeit gab ich gut acht, daß dieser Bursche hier nicht zu nahe kam. Dann fragte ich mich, was ich weiter tun sollte. Einen Tierarzt gab es dort natürlich nicht und ich konnte ihn nirgends anders hinschaffen als in mein Wohnzimmer, das nicht mir gehörte. Doch als ich seinen zerschlagenen Kopf und die halbtollen Augen sah, dachte ich: ‚Man kann dich bei diesen Bauerntölpeln nicht dir selbst überlassen; du wirst heute nacht bei mir bleiben müssen!' Ich nahm ihn also mit hinein, häufte zwei oder drei jener kleinen haarigen, roten Matten, die Vermieterinnen so gern haben, in einer Ecke auf, brachte ihn hin und setzte ihm meine Milch und mein Brot vor. Aber er wollte nicht fressen — sein Beurteilungsvermögen war verlorengegangen, durch die Angst gänzlich gelähmt. Stöhnend lag er da, hob nur ab und zu den Kopf mit einem angstvollen ‚Jap', das entsetzlich anzuhören war, und biß in die Luft, als wären seine Feinde ihm wieder auf den Fersen, und dieser Bursch da lag in der entgegengesetzten Ecke, den Kopf auf den Pfoten, und beobachtete ihn. Lange blieb ich noch auf bei dem armen Tier; mir war elend zumute und ich fragte mich, wie es durch Steinwürfe, Fußtritte und Schläge in diesen Zustand geraten war. Am nächsten Tag nahm ich mir vor, es herauszufinden."

Unser Freund hielt inne, musterte uns ein wenig erzürnt und fuhr dann fort: „Wie es schien, hatte man ihn zuerst in Begleitung eines Radfahrers bemerkt. Es gibt Männer — wenn man sie überhaupt so nennen kann! — die, sobald ihre Tiere krank oder zu kostspielig werden, auf ihr Rad springen und von ihnen verfolgt, in rasendem Tempo davonsausen, wobei sie sich wohl hüten, je zurückzublicken. Kommen sie dann wieder nach Hause, so sagen sie: ‚Hallo! Wo ist denn Fido?' Fido ist nirgends zu finden und damit hat die Sache ein Ende! Also dieser arme junge Hund konnte nicht mehr weiter, gerade als er durch unser Dorf kam, und wie er so durstig umherstreifte, schloß er sich einem Feldarbeiter an. Der Mann versuchte — in der besten Absicht, wie er mir selbst erzählte —, ihn zu ergreifen, war jedoch zu hastig, so daß der Hund erschrak und nach ihm schnappte. Worauf der Mann dem scheinbar bissigen Köter einen Tritt versetzte, daß er zum Dorf zurücklief; dort geriet er zwischen die Jungen, die aus der Schule kamen. Zweifellos glaubte der Hund, daß auch die ihn treten wollten, und biß nach einem von ihnen, der ihn beim Halsband packte. Daraufhin verfolgten sie ihn mit Geschrei und Steinwürfen die Straße hinunter, wo ich sie traf. Dann fügte ich mein bißchen Quälerei hinzu und scheuchte ihn hinweg, weil ich die Ansteckung für meinen eigenen Hund befürchtete. Danach schien er an einen Mann geraten zu sein, der mir erzählte: ‚Wissen Sie, er hat sich um mein Haus herumgetrieben, wo die Kinder gespielt haben, und hat nach ihnen geschnappt, wie sie ihn haben streicheln wollen, und da sind sie zu ihrer Muttre gelaufen und die hat mir ganz aufgeregt zugerufen, daß ein toller Hund da wär'. Ich bin hinausgerannt mit der Schaufel und hab ihm eins versetzt und ihn davongetrieben. Wenn er nicht toll war, dann tut's mir leid, aber er hat ganz danach ausgesehen; man kann nicht genug vorsichtig sein mit fremden Hunden!' Seine nächste Bekanntschaft war ein alter Steinklopfer, ein recht anständiger Kerl. ‚Ja, Sehen Sie,' erklärte mir der Alte, ‚der Hund hat immer um meine Steine 'rumgeschnüffelt und er wollt' nicht herankommen und er wollt' auch nicht weggehn; sein Maul war ganz voll Geifer und Blut und seine Augen haben mich grün angestarrt.

Da wir grad die Hundstage haben, hab' ich mir gedacht: ‚Du siehst mir verdächtig aus, du gefällst mir gar nicht!' Da hab' ich einen Stein genommen und ihn am Ohr getroffen, daß er umgefallen is. Und ich hab' mir gedacht: ‚Na, du mußt ihm den Rest geben, sonst wird er bestimmt noch jemand beißen!' Aber wie ich mit meinem Hammer hingekommen bin, is er aufgesprungen — Sie wissen ja, wie das is, wenn man ein Tier halb umgebracht hat und es einem dann leid tut und man doch fühlt, daß man ein Ende machen muß, und man blind drauf loshaut und immer wieder loshaut. Das arme Ding hat sich gewunden und um sich gebissen und ich hab' Angst gekriegt, es könnt' mich beißen, und so is es mir halt entwischt.'" Wieder hielt unser Freund inne und diesmal wagten wir nicht, ihn anzusehen.

„Der nächste, der ihm Gastfreundschaft erwies," fuhr er fort, „war ein Bauer, der ihn bald darauf fortjagte, als er ihn so blutig sah, in dem Glauben, er habe ein Lamm herausgescharrt, das er gerade begraben hatte. Das arme, verlassene Geschöpf kam zurückgeschlichen, daher befahl er seinen Arbeitern, es fortzuschaffen. Die haben sich dann irgendwie seiner bemächtigt — in seinem Halse war ein Loch, das aussah, als wenn sie eine Heugabel verwendet hätten — und voll tödlicher Angst, daß der Hund sie beißen könnte, wollten sie ihn doch nicht ertränken, aus Furcht — wie sie mir sagten — der Eigentümer könnte sie haftbar machen. So nahmen sie einen Pfahl und eine Kette, die sie daran befestigten, und ließen den Hund im Wasser bei dem Heuschober, wo ich ihn fand. Ich hatte eine kurze Unterredung mit dem Bauer. ‚Ganz recht,' sagte er ‚aber wer hat das wissen können? Ich konnt' doch meine Schafe nicht aufscheuchen lassen. Das Viest hat Blut ums Maul gehabt. Solche Köter richten viel Unheil an, wenn sie einmal Blut geleckt haben. Das kann man nicht riskieren!'" Unser Freund hieb mit seinem Stock verbittert einen Löwenzahn ab. „Etwas riskieren!" stieß er plötzlich hervor, „das war es, von Anfang bis zu Ende, warum das arme Tier so leiden mußte — die Angst! Von dem Kerl auf dem Fahrrad, der Unannehmlichkeiten und Ausgaben fürchtete, sobald er Anzeichen der Staupe merkte, bis zu mir und dem Mann mit der Heugabel hätte ihm wohl keiner von uns vorsätzlich ein Leid zugefügt. Aber wir hatten Angst und darum — durch das Gesetz der Selbsterhaltung oder wie man's sonst nennen mag — fing alles an, bis das arme Tier so zugerichtet war mit zerschlagenem Kopf und einem Loch im Hals, rasend vor Hunger und doch zu verstört, um Brot und Milch zu fressen. Jawohl, um so ein krankes Tier ist es etwas Unheimliches — wir beobachteten es in einem fort und wieder fürchteten wir uns, wenn wir seine Augen sahen und wie es in die Luft biß. Angst! Sie steht Gevatter bei allen verdammenswerten Taten!"

Unser Freund beugte sich nieder und spielte unausgesetzt mit den Ohren seines Hundes. Auch wir starrten zu Boden und dachten an das arme, verlorene Tier und an die entsetzliche Unvermeidlichkeit alles Geschehens, da die Menschen nun einmal so sind, wie sie sind, dachten an alle die Schandtaten in der Welt, bei denen die Angst Gevatter steht.

„Und was ist aus dem Hund geworden?" fragte schließlich einer von uns.

„Als ich ihn lang genug beobachtet hatte," erzählte unser Freund langsam, „legte ich eine Decke über ihn, nahm diesen Burschen da mit mir und ging zu Bett. Ich konnte nichts weiter tun. Bei Tagesanbruch weckten mich drei entsetzliche Schreie — gar nicht wie die eines Hundes. Ich eilte hinunter. Da lag das arme Tier, aus der Decke herausgewühlt, auf der Seite ausgestreckt — tot. Mein Hund da war mit mir hereingekommen, lief hin und setzte sich vor den Leichnam. Als ich zu ihm sprach, sah er sich gerade nur um, wedelte mit dem Schwanz auf dem Boden hin und her, wollte aber nicht kommen; und dort blieb er sitzen, bis das Tier begraben wurde, voll Interesse, aber ohne Mitleid."

Unser Freund schwieg und blickte zornig nach etwas, weit in der Ferne.

Und auch wir schwiegen und sahen im Geist jene Totenwacht am frühen Morgen: den magern, leblosen gelblichweißen Körper auf den

roten Matten ausgestreckt und dieses schwarze Geschöpf, das jetzt zu unsern Füßen lag, auf den Hinterbeinen sitzend wie der Hund auf dem Gemälde ‚Tod der Prokris', geduldig, neugierig, ungerührt, mit seinen glänzenden Augen voll Interesse auf ihn hinabschauend.

Wandergruss

Jakob Hess

Ein Wandrer, der den Bruder grüsst
ist Trost, der ihm den Weg versüsst.
Frag' nicht: Was frommt's? und nicht: Wozu?
Er ist ein Menschenkind wie du.

Vielleicht lockt ihn das selbe Ziel.
Beut Leben doch der Rätsel viel.
Vielleicht steckt, dir noch unbewusst,
ein später Freund in seiner Brust.

Klein Werner

Zur Kartenaktion Pro Infirmis 1949.

Seit seinem zweiten Lebensjahr, in welchem eine schwere Kinderlähmung ihn gepackt hatte, waren Werners Beinchen gelähmt. Er konnte nicht wie andere Kinder sich im Freien herumtummeln und hätte dies doch so gerne getan.

Keiner der verschiedenen Aerzte und Wunderdoktoren, bei denen die Eltern Hilfe suchten, hatten diese geben können. Zuletzt war es den besorgten Eltern verleidet, für nichts das wenige Geld, das der Vater als Hilfsarbeiter in einer Fabrik verdiente, hinauszuwerfen. Und daher kam es, daß der nun sechsjährige Knabe schon seit einem Jahre ohne ärztliche Betreuung war. Tagsüber setzte ihn die Mutter auf das Ruhebett in der Stube und nachts schlief er in seinem Bettchen. Und wenn der Vater Zeit und Lust hatte, packte er sein Büblein auf ein geliehenes Leiterwägelchen und fuhr mit ihm aus. Damit machte er Werner immer eine große Freude, denn dieser war lebhaften Geistes und hungerte nach neuem Erleben und neuen Eindrücken.

Sehr oft kam ein etwas älterer Knabe, Karl, aus der Nachbarschaft zu Werner auf Besuch, leistete ihm Gesellschaft, spielte mit ihm und erzählte ihm von der großen Schule, von den Kindern und allem, was er erlebte. Diese Kameradschaft bedeutete viel für Werner. Sie hatte zur Folge, daß Werner sein Los leichter ertragen konnte. Freilich ganz leicht war es auch jetzt nicht, und zuweilen rüttelte der nach Bewegung verlangende Knabe an seinen Ketten, was nur begreiflich ist.

Wenn vom erwachsenen Gebrechlichen eine positiv bejahende Haltung seinem Gebrechen gegenüber verlangt werden muß, so kann eine bewußte Verarbeitung von einem Kinde weder erwartet noch verlangt, sondern höchstens sachte vorbereitet werden. Es wäre falsch, hinter der zeitweiligen Auflehnung eine bloße Unart sehen zu wollen.

Auch wieder einmal weilte Nachbars Karl bei Werner. Er hatte diesmal einen zweiten Spielkameraden, nämlich eine junge Katze mitgebracht. Mit dieser verweilte sich Karl selbstvergessen. Es war zu lustig, wie das Kätzchen dem Ball nachjagte! Oh, wie drollig es diesen doch mit seinem Pfötchen weiter und weiter rollen konnte und wie allerliebst es dabei sein Köpfchen drehte, aus dem schelmische, lustige Aeuglein munter hervorlugten!

Werner freute sich eine Zeitlang still mit den zwei in der Stube sich herumbalgenden Spielkameraden. Dann aber überkam ihn eine große Lust, auch mitzuhalten, und schmerzlich wurde er sich seines Gebundenseins bewußt.